

Hildegard Elisabeth Keller

Stimmen

VON AKUSTISCHEN ZEITREISEN
IN HISTORISCHE SPRACHSTUFEN
DES DEUTSCHEN

Die Karikatur von Marie Marcks aus dem Jahre 1981 (Kat. 5.93, S. 346 f.) schmückte das Einladungsplakat des Symposiums »die Sprache Deutsch«, zu dem das *Deutsche Historische Museum* am 7./8. März 2008 einlud. Sie ist für die Sicht auf das Thema aufschlussreich, nicht allein im Blick auf performative akustische Zugänge zur mittelalterlichen Literatur.

Der erste Teil dieses Beitrags geht auf die historischen Prämissen ein, auf denen die Zeichnung beruht. Wie stellen wir uns die Sprache Deutsch – und ganz besonders die Sprache in ihrer historischen Entwicklung – bildlich vor? Der zweite Teil präsentiert grundsätzliche Überlegungen zum Hörbarmachen ebendieser Vielfalt und stellt eigene performative Erfahrungen mit deutschsprachigen Texten aus früheren Sprachstufen dar.

Die Betrachtungen beider Teile sind geprägt von der Außenperspektive einer kritischen Beobachterin, die mit verschiedenen sprechsprachlichen Varianten der Sprache Deutsch alltagspraktisch vertraut ist. Dies verdankt sie sowohl ihrer Herkunft von Eltern, die nur ihren Dialekt sprachen (die Mutter stammt aus Rheinland-Pfalz, der Vater aus Südbaden), ihrer Kindheit und Jugend in der Ostschweiz sowie ihrem Beruf: Nach langjähriger Lehrtätigkeit als Vertreterin für alt- und mittelhochdeutsche Literatur an einer Universität im alemannischen Sprachgebiet lehrt sie nun an einer amerikanischen Universität deutsche Literatur. Die performativen Zugänge zur mittelalterlichen Literatur entwickelte sie aus der Erkenntnis heraus, dass die Verlebendigung einer ursprünglich mündlich geprägten Literatur sowohl für heutige Studierende als auch für ein breiteres Publikum zu den fruchtbarsten Prozessen gehört, die ein philologisches Fach heute der Öffentlichkeit zu bieten hat.

Romantische Rekonstruktionen

Im 19. Jahrhundert, das vielen europäischen und außereuropäischen Staaten eine Phase der nationalistischen Selbstreflexion bescherte, vollzog sich eine intensive Suche der Deutschen nach dem »Deutschen«. Sie lässt sich in zahlreichen kulturellen Sphären ebenso dokumentieren wie in den Versuchen, sich traumatisierenden Fremdzweisungen zu widersetzen. Ein Trauma der Deutschen bestand darin, spätestens seit der Renaissance »Kunstbarbaren« genannt zu werden. Dies nährte den Wunsch der Romantiker, gegen dieses Klischee vorzugehen und es mit objektiven Mitteln zu entkräften. Man suchte in der Kunst – besonders intensiv in der historischen Sakralarchitektur, namentlich der gotischen Kathedrale, dem Inbegriff mittelalterlicher Baukunst – mit aller Kraft einen »deutschen Stil« zu identifizieren. Doch das sollte sich als Holzweg entpuppen.¹

Mittelalterliche Kathedralen aus dem 19. Jahrhundert

Eine wichtige Rolle hierbei spielte der Architekt Georg Moller (1784–1852), der sich für die Fertigstellung des Kölner Doms einsetzte. Aus seiner Hand stammt die Innenansicht einer gotischen Kirche mit Sicht auf die Fassade der Straßburger Kathedrale (Abb. 1).² Der Betrachter blickt aus einem dunklen, höhlenartig wirkenden Innenraum durch den Eingang hinaus in die Ferne, wo eine gotische Kathedrale im hellen Licht der frühnationalistischen Imagination des 19. Jahrhunderts steht. Sie ist in romantischem Geist rekonstruiert, die Helligkeitskontraste markieren den Status der Idealität dieser gewissermaßen modellhaften gotischen Kathedrale umso schärfer. Mollers Aquarell »vollständig« gewissermaßen die Fassade und stellt den ergänzten zweiten Turm dar. Moller entsprach damit Goethes Klage darüber, dass die Kathedrale unvollendet geblieben war; Goethe bekam Mollers Zeichnungen im Jahr 1815 dann auch zu sehen.

Bereits 1804 hatte Friedrich Schlegel die durch die Renaissance gewissermaßen verschüttete deutsche Kunst, insbesondere die gotische Kunst des Mittelalters, »nationaldeutsch« genannt. Kulturelle Artefakte stellten das Argumentarium dar, mit dem sich die Romantiker trotzig von der vorgeblich höherwertigen *civilisation* der Franzosen abzugrenzen suchten und in positivistischer Selbstbesinnung Visionen entwarfen, wie sie deutscher nicht sein konnten.³ 1814 sah Joseph Görres im Kölner Dom »ein Symbol des neuen Reiches, das wir bauen wollen« und ein »Denkmal deutscher Einheit.«⁴ Interessanterweise entsprach Mollers Zeichnung der Idealvorstellung einer Kathedrale, wie sie später auch der französische Architekt Eugène Emmanuel Viollet-le-Duc (1814–1879) entwerfen sollte – auch dieses Gebäude existierte in dieser Form nie (Abb. 2).

Der kulturpolitisch aufgeladene Kathedralendiskurs des 19. Jahrhunderts ging von der Prämisse aus, dass es eine Art eindeutig zuweisbarer nationaler Kulturästhetik gebe. Ihre Gültigkeit wurde weit über die Baukunst hinaus auch für Werke der bildenden Kunst und der volkssprachlichen Dichtung postuliert. Die Rekonstruktionsbemühungen wurden mit der Intention einer »Vollendung« dieses idealtypischen Stils unternommen. In die archäologische Suche nach dem idealen Sprachkunstwerk war auch die universitäre Fachgeschichte der Philologien involviert – jene der griechischen und lateinischen Klassik, in der Folge aber auch jene der Volkssprachen und insbesondere der noch jungen germanischen Philologie (Lexikografie, historisch-kritische

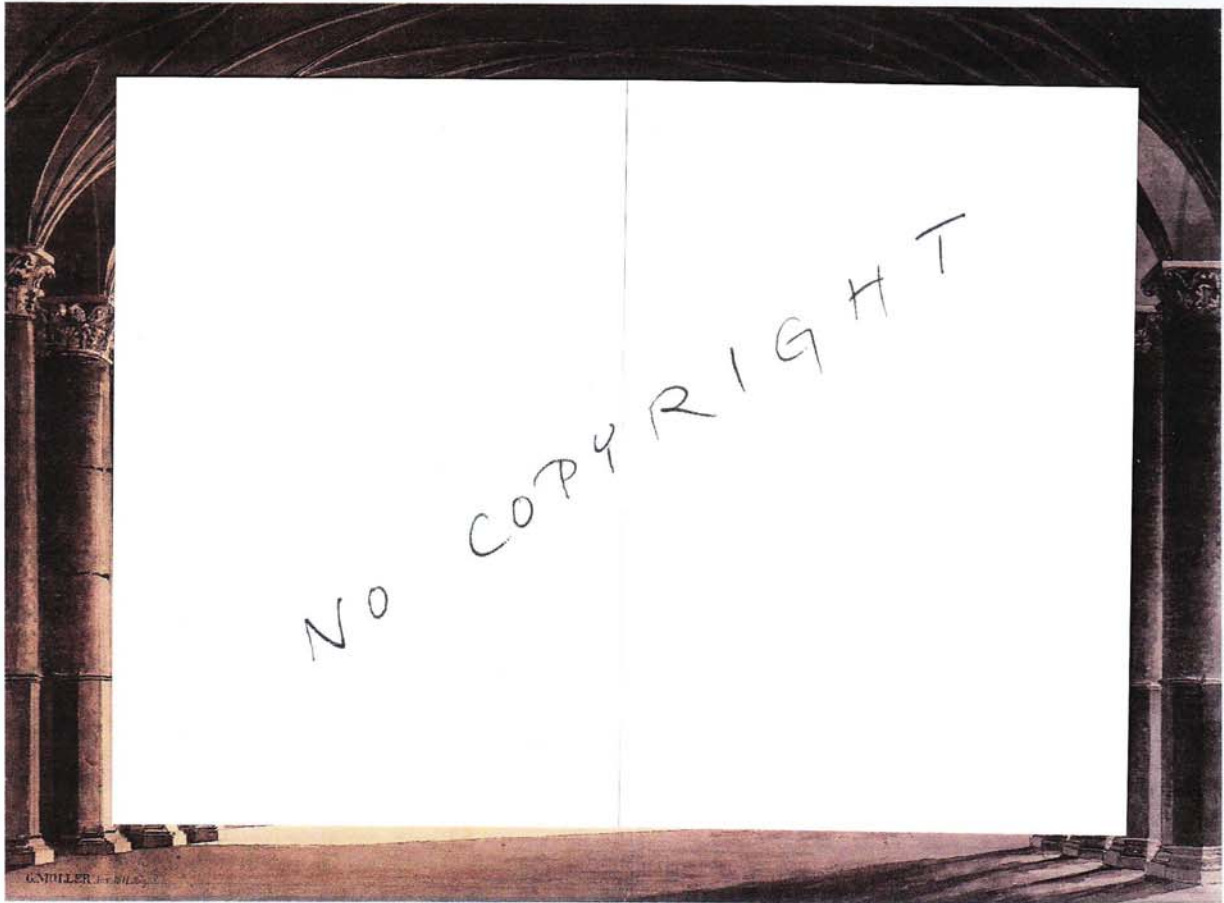


Abb. 1 Kopie nach Georg Moller, Das Innere einer gotischen Kirche mit Sicht auf die vervollständigte Fassade der Straßburger Kathedrale, nach 1808

Editionen). Die gotische Kathedrale diente mitunter auch der Analogiebildung: Karl Lachmann etwa verglich die Ilias mit der stilistisch heterogenen Kathedrale von Canterbury. Die Rekonstruktion der mittelalterlichen Kathedralen, die editorischen Bemühungen der Handschriftenphilologen um den Urtext der großen Epen und jene der Sprachhistoriker um das normalisierte Mittelhochdeutsch sind Ausdruck ein und derselben Rekonstruktion einer sprachlich-kulturellen Genealogie von normativer Funktion für die Gegenwart und die Zukunft.

Die aus der Vergangenheit imaginär gehobene Entität indes hat es so, wie sie »rekonstruiert« wurde, nie gegeben. Vielmehr waren Visionäre am Werk, die gewissermaßen auf der Lichtung ihrer Gegenwart saßen und mit mächtiger romantischer Projektionskraft auf dem Feld der visuellen und sprachlichen Kunst die Vergangenheit zum Leben erweckten. Sie glaubten, in dem aus der Vergangenheit Überlieferten – notwendigerweise meist Fragmentarisches, Verderbtes, unlesbar Gewordenes – etwas Zukunftsweisendes rekonstruieren zu können. Sie imaginierten das ursprüngliche Werk,

wie es idealerweise hätte sein sollen. Ein Modell solcher Visionäre ist der Architekt, der im Vordergrund von Vincenz Statz' (1819–1898) Entwurf mit dem Winkelmaß den (damals noch nicht) fertig gebauten Kölner Dom plant (Abb. 3).

Der scharf konturierte Traum von der klar identifizierbaren deutschen Kultur, den Schlegel, Goethe, Moller, die Brüder Grimm, Statz und viele andere träumten, war wichtig für ihre Zeit. Doch blieb die Ernüchterung nicht aus. Ein eindrückliches Beispiel hierfür ist die tatsächliche Vollendung des Kölner Doms im Jahr 1880 und seine Einweihung. Sie nahm sich erheblich nüchterner aus, als man jahrzehntelang ersehnt hatte. Belting beschrieb die Stimmung nach 1880 mit den folgenden Worten: »Inzwischen war aber auch die Freude an der angeblich ›deutschen Baukunst der Gotik‹ dahin, seit man ausgerechnet die Abhängigkeit des Kölner Doms von der Kathedrale zu Amiens entdeckt hatte. Die Kathedralendebatte schlug Wellen bis in den Reichstag. Man hatte sich damit abgefunden, die Klassik den Italienern überlassen zu müssen. Nun bekam man auch noch die Gotik abgenommen, ausgerechnet vom Erzfeind Frankreich.«⁵



Innerdeutsches Babel

Als die kulturpolitische Monumentalität der mittelalterlichen Kathedrale abbröckelte, ging auch der Traum dieser Art von nationalkultureller Identität in die Brüche. An diesen Traum und das dahinterstehende Konstrukt erinnert Marcks' Zeichnung – architektonisch betrachtet eine Collage aus dem Kölner Dom und der Kathedrale von Reims: Sie erinnert daran, dass die Rekonstruktionsbemühungen sich auch auf das Gebiet der deutschen Sprache und Kulturdenkmäler, natürlich besonders auch jene des Mittelalters, erstreckten. Nun versinnbildlicht die Kathedrale bzw. das, was sich in ihr im Mittelalter vollzog, primär die Latinität der gelehrten Elite. Der Klerus sprach in der Liturgie nicht etwa eine der vielen deutschen Varianten, sondern Latein, die überregionale *lingua franca* – auch sie war im Übrigen keineswegs vereinheitlicht. Doch die zahlreichen Sprachvarianten des Volkes dürften in einem Turm von Babel adäquater visualisiert sein – bekanntlich ist das mittelhochdeutsche Adjektiv *diutisch*, *dütsch*, auch *tütsch*, *tüsch*, eine Ableitung von *diet*, althochdeutsch *diot*, *diota* (Stamm, Volk).

In der Germanistik trat die Ernüchterung angesichts des romantischen und nationalistisch aufgeladenen Positivismus sehr viel später ein als in der Kunstgeschichte. Impulse von außerhalb der Germanistik – bedeutsam war etwa die Schriftlichkeits- und Mündlichkeitsforschung seit den 1960er-Jahren – führten zu folgenreichen kritischen Revisionen der kulturgeschichtlichen Evolutionslehre, welche die Herausbildung der Schriftlichkeit scheinbar impliziert hatte.⁶ Ihr zufolge galt Mündlichkeit lediglich als eine Übergangsphase von einer archaischen zu einer lese- und schreibkundigen Gesellschaft in einer unverhohlenen teleologischen Perspektive. Die Relativierung dieser Position ließ nicht auf sich warten – nicht allein vonseiten derjenigen, die sich auf Derridas Dekonstruktion des abendländischen Primats der Stimme stützten.⁷ Besonders produktiv an dieser Forschungssituation war, dass sich aus ihr weitere, für die Mittelalterphilologien wichtige Impulse ergaben.⁸ So ließ sie sich auch mit Forschungsrichtungen zur Performanz verknüpfen. Als sehr einflussreich erwiesen sich die Anregungen des französischen Literaturwissenschaftlers Paul Zumthor. Seine Untersuchungen intensivierten das Interesse auch der Germanisten an der Materialität der Kommunikation, beispielsweise an der in den Handschriften erkennbaren Verschränkung von Schriftlichkeit und Mündlichkeit. Zumthor gab wichtige Hinweise, wie die – für immer untergegangene – Klangvielfalt der mittelalterlichen Literatur archäologisch erkundet werden konnte.

Im Blick auf die deutsche Literatur des Mittelalters waren somit die allein aus der schriftlichen Textüberlieferung gewonnenen Erkenntnisse neu zu beurteilen, und auch die lange unangezweifelte Festigkeit der kanonischen und nichtkanonischen Texte des Mittelalters kam ins Wanken. In der Folge wurden die germanistischen Editionsleistungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts nicht allein insofern relativiert, als sie Urtexte bzw. Monumente deutscher Kultur darstellen sollten, sondern sie machten auch einer überlieferungsgeschichtlichen Vielfalt von Redaktionen Platz, von denen viele – nach Evidenz der Handschriften selbst – wohl mündlich vorgetragen wurden.⁹ Der eine, feste, schriftliche Text wurde zu einer fraglichen Größe.

Die Anglistin Joyce Coleman hat einen für mich wichtigen Ansatz entwickelt, wie das Verhältnis zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit in performativer Hinsicht anders gedacht werden kann. Zwar hat ihn die germanistische Mediävistik noch nicht zur Kenntnis genommen und mit der auf diesem Feld bereits geleisteten Forschung¹⁰ verbunden, doch er wäre zweifellos auch für deutschsprachige Texte und Publikumskreise gewinnbringend. Coleman untersuchte Texte von Chaucer sowie weitere Texte aus dem englischen Spätmittelalter und definierte deren Rezeption mit dem Begriff *aurality*. Er bezeichnet das laute, gemeinschaftliche Vorlesen unter einem lesefähigen, ja gelehrten Publikum und weist auf die herausragende soziale Funktion dieser Art von Textgenuss als »channel of sociability«.¹¹

Abb. 2 (links)
Eugène Viollet-leDuc, Gotische Idealkathedrale, 1856

Abb. 3 (rechts)
Vincenz Statz, Antizipierte Vollendung der Kölner Domfassade, 1861

Gebabbel

Die Reflexionen über Marcks' Zeichnung haben gezeigt, dass es die *eine* Sprache Deutsch aus historischer Sicht kaum gibt und dass das Motiv einer Kathedrale eine in sich fragwürdige Vorstellung der deutschen Sprache vermittelt. Die Zeichnung selbst korrigiert dies gleichzeitig, indem sie gewissermaßen an der Oberfläche der Kathedrale eine im Grunde babylonische Szenerie von Sprechsituationen und sprechsprachlichen Varianten vor Augen führt. In lebendiger Vielfalt lärmt es von Marcks' Dom herunter, als wäre er das wahre Babel deutscher Mündlichkeit, in dem das Gebabbel von der Nordsee bis südlich der Alpen zu vernehmen ist.

Dieses deutschsprachige Babel eignet sich aus sprach- und kulturgeografischer Sicht weit besser zur Visualisierung der synchronen und diachronen Sprech- und Schreibpraxis im deutschsprachigen Gebiet. Die rekonstruierte spätromantische Einheitskathedrale entpuppte sich als eine nationalistisch aufgeladene Einheitsvorstellung, deren Problematik besonders dann evident ist, wenn die betreffende Sprache in mehreren Staaten und mit zahlreichen sprechsprachlichen Varianten gesprochen wird und folglich mit unterschiedlichen Identitätsdiskursen verbunden ist. Sprechende aus den deutschsprachigen Gebieten Südtirols und der Schweiz sowie aus Österreich sind mit dieser hörbaren Differenz ihrer Sprechsprache zum »offiziellen« Idiom tagtäglich konfrontiert.

Das innerdeutsche Babel machte sich auf vielen Ebenen bemerkbar und ermöglichte erstaunliche und zum Denken anregende Fremdheitserfahrungen innerhalb des eigenen Sprachraums. Daran schlossen sich manchmal polemische Bemerkungen an. Beispielhaft ist die Beobachtung von Rudolf Borchardt (1877–1945), der von der mittelalterlichen Erzählwelt fasziniert war und mit den zeitgenössischen und den historischen Ausdrucksmöglichkeiten der deutschen Sprache rang und nach ihrer – verlorenen oder noch gegenwärtigen – sprechsprachlichen Fülle suchte. Der Kontext, in dem sich diese Erinnerung an Borchardts Haltung findet, ist hier indes ebenso wichtig: Gustav Seibt erwähnte Borchardts Spracherfahrung, als er eine Audio-CD mit Texten aus mittelalterlichen Frauenklöstern besprach. Zumindest indirekt wies er auf einen prekären Aspekt der sprachgeschichtlichen Entwicklung hin, nämlich die – sprech- oder schriftsprachliche – Normierung und den sich darin verbergenden kulturellen Hegemonieanspruch.¹²

»Als Rudolf Borchardt um 1905 das alte Deutsch, auch im Blick einer möglichen Dante-Übersetzung, suchte, fand er es lebendig in einem Dorf des Umlands von Basel. Dort habe er, so schrieb er später, seiner »gesamten Sprachgewohnung ein Wildbad zugemutet, aus dem sie mit verzaubertem Ohre herausstieg, wie die Menschen der Sage, die plötzlich die Sprache der Vögel verstehen«. [...] Man ahnt, warum Borchardt das koloniale Neuhochdeutsch als Bürokraten-Volapük aus Prager Kanzleiformularien verstand, als einen breiten Silbenquark, der das oberdeutsche Hiatverbot, die lautliche Gedrängtheit der mittelhochdeutschen Sprache sträflich preisgab.«¹³

Mündlichkeit dominierte die Graphematik der von Hand geschriebenen oder gedruckten Texte bis weit in die Neuzeit hinein. Überregionale Schriftsprachen bildeten sich erst allmählich heraus. Sie waren keineswegs einheitlich. Lokal geprägte Varianten blieben trotz des buchmarktbedingten Anpassungsdrucks gang und gäbe. Dies lässt sich etwa in Druckorten der alten Eidgenossenschaft des 16. Jahrhunderts nachweisen. Verleger, die sich am lokalen Markt orientierten, druckten in der sogenannten eydgnossisch landtsprach. Suchten sie indes ein überregionales Publikum – beispielsweise

auf den Frankfurter Buchmessen im Frühling und im Herbst – zu erreichen, so wählten sie die im Deutschen Reich gebräuchliche, lautlich, morphologisch und lexikalisch geglättete Schriftsprache.¹⁴

Schon lange bevor die Marktstrategie der Buchdrucker und Verleger auch die Wahl der Schriftsprache beeinflusste, waren bekanntlich grammatikalische und graphematische Normierungsprozesse am Werk. Sie vollzogen sich weder geografisch einheitlich noch waren sie innerhalb weniger Jahrzehnte abgeschlossen. Solche Normierungen waren zweifellos auch ein Instrument der kollektiven und individuellen Disziplinierung und – gegebenenfalls – der Schaffung einer überregionalen kulturellen und politischen Einheit. Die sprechsprachliche Vielfalt wurde jedoch vor allem aufgrund der fehlenden schriftsprachlichen Normierung als problematisch empfunden. Die Nähe der Kopisten zur lokalen Sprechsprache beispielsweise verursachte Konflikte in spätmittelalterlichen Schreibstuben. Die Abschreiber ließen sich von ihrer Sprechsprache leiten, so war es leicht möglich, dass sie einen Text mehr als nur graphematisch derselben anpassten.

In einem Codex aus dem Dominikanerinnenkloster St. Katharina zu Nürnberg findet sich eine Klage über diese unkontrollierbar scheinende Vielfalt von Varianten der deutschen Sprache. Sie qualifiziert die »Korruption« der Abschriften: *felschen*, *swechen*, *pösern*. Die Verbreitung deutscher Bücher sei dadurch überhaupt bedroht. Die Ursache dieser Gefahr sah man grundsätzlich in der strukturellen Vielfalt selbst – »Wann die teutsche sprach ist gar wandelber vnd gar mangerley« –, dann aber in jedem Sprecher bzw. Schreiber. Ein jeder Schreiber, so der Text, verfare erstens nach seinem eigenen Kopf bzw. »Dorf« und zweitens mit meist mangelhafter Schreibkompetenz. Zwar sprächen die meisten die eigene Sprache, könnten aber nicht »richtig schreiben«.

»Es ist zu wißen vnd zu mercken, daz die teutschen buch gar ser vnd gar vast gefelschet vnd geswecht werdent mit dem schreiben. Und daz ist die sache. Wann die teutsche sprach ist gar wandelber vnd gar mangerley. Vnd darumb so schreibt sie ein itlicher nach seinem haubt vnd nach seinem dorff, als er kan. Darzu wirt selten einer funden, der die selben sprache, darynnen er geborn vnd erzogen ist, recht schreiben künne, wie wol er sie vil leicht recht sprechen kan. So vindet man auch gar selten einen, der die teutschen buch recht verste. Vnd darumb so können sie die auch nicht recht schreiben. Wann ein itlicher so er went, er wöll die sprache oder die synne oder die wort pessern, so pösert er sie. Vnd also werden die puch gefelschet vnd geswechet. [...] Vnd darumb sol man sie, wenn man diß oder ein anders abschreiben wil, gar wol laßen corrigiren, vnd auch pessern, daz man iht betrogen werd, wann die synne swer und tapfer und auch treffenlichen seint.«¹⁵

Es bleibt dahingestellt, was das erhoffte »richtige Schreiben« in Zeiten, die noch keinen *Duden* kannten, überhaupt bedeuten konnte – hier wohl einfach das buchstabengetreue Kopieren. Die Klage aus dem 15. Jahrhundert macht jedenfalls deutlich, dass auch diejenigen, die lesen und schreiben konnten, beim Schreiben ganz von ihrer Sprechsprache ausgingen. Das innerdeutsche sprechsprachliche Babel prägte auch die Welt der Schrift.

Literatur, Performance

Der Literaturbetrieb der letzten Jahre hat den Zugang über das Ohr und den mündlichen Vortrag neu – und eigentlich wieder – entdeckt. Dies gilt nicht nur für das Interview oder die Talkshow mit dem Autor – eine ebenso marktfähig gewordene *celebrity* wie andere Stars. Es gilt auch für die Begegnung mit dem Buch selbst und dem öffentlichen Vorlesen sowie den Speichermedien, die es erlauben, dass man sich nach Lust und Laune jederzeit professionell vorlesen lassen kann. Hörbücher haben seit ihrem Markteinstieg unverminderte Zuwachsraten, und neuere Datenformate wie Podcasts verdrängen sie nicht etwa, sondern unterstützen den Siegeszug der Audio-produktionen.¹⁶ Begegnungen mit Persönlichkeiten des literarischen Lebens, begleitet von Lesungen ihrer Werke entweder durch sie selbst oder durch Schauspieler, ziehen ein großes Publikum aller Lebensalter an. *Slam-Poetry*-Veranstaltungen füllen städtische Theatersäle mit einem sehr jungen Publikum.

All diese Bestrebungen sind – auch – als Elemente einer neuen, von Optimismus getragenen Hörkultur in der Medienwelt zu würdigen. Das Ohr gilt als ein empfindsames, auf Einheitserfahrung ausgerichtetes Sensorium, das mehr auf Innerlichkeit ausgerichtet ist als das von der Bilderflut hin- und mitgerissene Auge, aber in der Form des Zuhörens dennoch einen Modus der besonderen Aufmerksamkeit kennt.¹⁷ Zudem verleiht es der Ästhetik des Sprachklanges, ohne den Dichtung kaum zu denken ist, neuen Wirkraum.¹⁸

Das Anhören von Texten aus vergangenen Sprachstufen kommt einer animierten Diachronie gleich. Geschichte wird gewissermaßen von innen heraus zugänglich, wie Gustav Seibt in der bereits erwähnten Besprechung einer Audio-CD formuliert hat: »Ein Wunder geschieht hier [beim Anhören der alt- und mittelhochdeutschen Texte]: Wir erfahren Geschichte durch Sprache, also in jener Verbindung von Ähnlichkeit und Verschiedenheit, die das Geheimnis des Verstehens überhaupt bezeichnet.«

Die Ausstrahlungskraft des live Vorgetragenen verlebendigt die Texte und belebt ihr Publikum. Diese Einsicht kann in vielfacher Hinsicht genutzt werden: für die universitäre Lehre und Forschung ebenso wie für die öffentliche Präsentation mittelalterlicher Literatur oder historischer Sprechsprachen in Museen, Radiostationen oder kulturellen Veranstaltungen. Ersteres wird – im besten Fall – noch weitgehend ignoriert. Für Letzteres lassen sich interessante Beispiele beibringen.¹⁹

Der Performanzbegriff in der kulturwissenschaftlich orientierten Forschung des letzten Jahrzehnts ist von unbestritten hohem Abstraktionsgrad. Es ist ein kritischer Begriff, der bislang ohne Relevanz für die ästhetische Praxis blieb, sei es der Literaturwissenschaft in Lehre und Forschung, sei es für die öffentliche Kulturvermittlung. Die performative Praxis, zu deren Veranschaulichung ich nachstehend einige Beispiele anführe, ist indes – auch – als ein heuristisches Instrument ernst zu nehmen – nicht anders als in andern Disziplinen. Gerade die Forschung zur historischen Aufführungspraxis von mittelalterlicher oder barocker Musik beweist, dass dank der modernen Aufführungspraxis wenigstens annäherungsweise vermittelt werden kann, wie alte Musik geklungen hat und wie sehr sich ästhetische Empfindungen, beispielsweise bezüglich der Tempi und der Rhythmen, alleine seit der Erfindung der Ton-Speichermedien verändert haben.

Ich werde im Folgenden einige der in den letzten Jahren realisierten Projekte an der Schnittstelle zwischen Lehre und öffentlicher Performance, zwischen Forschung und Audio-Publikation, zwischen Universität und Kultur-

institutionen kurz präsentieren. Sie suchten die mittelalterliche Literatur (und fast immer die deutschsprachige) auf ästhetisch ansprechende Weise ins öffentliche Bewusstsein zu bringen.

In keinem der vorgestellten Projekte war eine linguistische Rekonstruktion der alt- oder mittelhochdeutschen Phonetik beabsichtigt, wie sie im Mittelalter »real gewesen sein könnte«. Vielmehr sollte eine im besten Sinne ansprechende Hörerfahrung vermittelt werden, welche die Klangwelt historischer Sprachstufen und die Magie der alten Wörter – laut ausgesprochen – plötzlich ganz nahe an einen herantreten lässt wie alte Bekannte, die man lange nicht mehr gesehen hat und die doch sofort wieder vertraut sind.²⁰

Animation:

»Aus lebendigem Herzen durch einen lebendigen Mund«

Hörstationen und umfassendere Installationen in Ausstellungen ermöglichen Begegnungen mit der Vergangenheit. Wer sich auf eine solche Zeitreise einlässt, erhält die Chance, Literatur und Sprache einer untergegangenen Kultur von innen heraus zu verlebendigen. Nehmen wir also ein gängiges Ausstellungsobjekt im mittelalterlichen Kontext, einen Codex. Die Besucher bestaunen ihn unter Glas bei abgeschwächtem Licht. Die meisten sind darauf angewiesen, dass ihnen über die Schwelle der sperrigen Schriftlichkeit (schwer lesbare Handschrift, ungewohnte Graphematik) geholfen wird. Es ist in diesen Fällen hilfreich, die Seite zum Klingen zu bringen und das auf ihr Notierte hörbar zu machen. Kann das Auge nämlich die Schrift auf der aufgeschlagenen Seite nicht entziffern, so geht der Klang des Alt- oder Mittelhochdeutschen voraussetzungslos durch das Ohr. Das beim Lesen akustisch gestützte Auge kann dann vermutlich die schwer lesbare Handschrift entziffern. Das derart mühelose Überwinden von Jahrhunderten bereitet Freude. Ausstellungsbesucher gelangen auf diese Weise zu einem sinnlich und kognitiv vertiefteren Erlebnis und Verständnis. Das sind Möglichkeiten, wie sie in der Doppelausstellung *Krone und Schleier* (Bonn und Essen, 2005)²¹ ebenso wie im *Deutschen Historischen Museum* genutzt wurden bzw. werden.²²

Für die Jakob-Ruf-Ausstellung im *Strauhof Zürich* (2006) sollte in einem der ersten Räume die Hauptperson, der Zürcher Stadtchirurg und Theatermacher Jakob Ruf (1505–1558), vorgestellt werden.²³ Da jedoch weder ein Porträt noch sonst ein visuelles Zeugnis erhalten ist, entwickelten wir eine Hörbox. Die hörspielartigen Collagen zu wichtigen Themen in Rufs Leben und Wirken basierten auf Fremdkommentaren zu seiner Person, auf Ausschnitten aus Briefen berühmter Zürcher sowie auf Selbstzeugnissen wie etwa seinem Arbeitsvertrag mit der Stadt Zürich oder seinem Testament (die letzten beiden in der »eydgnossisch landspraach«). Der Mangel an einer visuellen Darstellung beflügelte die Suche nach einem *anderen* Autorporträt, das im Inneren des Betrachters entstehen sollte. Wir stellten eine Möglichkeit bereit, über das Ohr ein stimmenreiches, atmosphärisches Ganzes entstehen zu lassen, aus dem sich dann ein inneres Bild konfigurieren konnte. In einem anderen Raum, der den im 16. Jahrhundert durchgeführten medizinischen Operationen gewidmet war, befand sich eine vergleichbare Installation mit einem ‚heißen Stuhl‘. Auch hier suchten wir die Besucher zu sensibilisieren, diesmal für eine andere Körper- und Schmerzerfahrung. Wer auf dem Stuhl saß, blickte frontal auf großformatige Operationsdarstellungen aus Rufs Lebenszeit und hörte gleichzeitig Operationsanweisungen an einen chirurgi-

schen Lehrling, auch diesmal im frühneuhochdeutschen Original, mit verständnissichernden Passagen in modernem Deutsch und szenisch gelesen.²⁴

Hörerfahrungen mit mittelalterlicher Literatur können auch im Begleitprogramm zu einer Ausstellung sinnvoll realisiert werden. Anlässlich einer Ausstellung in der Design- und Grafiksammlung des *Museums für Gestaltung* in Zürich wurde im Jahr 2004 ein buchkünstlerisches Objekt mit den *Canterbury Tales* von Geoffrey Chaucer gezeigt. Es lag nahe, das Objekt bzw. die in ihm enthaltenen Texte im Ausstellungsraum selbst zum Klingen zu bringen. Wir entwickelten eine musikalisch begleitete szenische Collage mit den Erzählungen im mittellenglischen Original sowie mit deutschen Übersetzungen und Überleitungstexten.

Vergleichbare Performances mit Rezitationen alt- und mittelhochdeutscher Texte und Musik gehörten zum Begleitprogramm einer Ausstellung zur Kulturgeschichte des Herzens im *Museum Appenzell* (2004) bzw. zu einer Rosenkranz-Ausstellung im *Museum Bruder Klaus* in Sachseln (2003): Hier standen die Rosenkranz-Sonaten von Heinrich Ignaz Franz von Biber (1644–1704) im Zentrum, aufgeführt von John Holloway (Barockgeige) und Lars Ulrik Mortensen (Cembalo/Orgel). Die Textrezitationen hatte ich zusammen mit Studierenden der Universität Zürich erarbeitet.

Eine diachrone Reise durch verschiedene historische Sprachstufen eröfnete die *MS Wissenschaft* im Jahr 2007, dem Jahr der Geisteswissenschaften. Auf deutschen Flüssen brachte das Schiff an dreißig verschiedenen Stationen Sprachgeschichte unter die Leute. Wie jede konventionelle physische Reise in fremde Gefilde dürfte dies den Besuchern stimulierende sowie irritierende Erfahrungen verschaffen. Amerikanische Studierende der Germanistik, welche die historischen Sprachstufen mit Hilfe der dazugehörenden DVD kennengelernt hatten, empfanden das althochdeutsche Bairisch oder das mittelhochdeutsche Alemannisch nicht wesentlich anders als das heute noch gesprochene Sächsisch, Bayrisch oder Kärntnerisch, das sie während ihres Austauschsemesters gehört haben mochten – für sie waren es vergleichbare Fremdheitserfahrungen.²⁵

Eine Live-Präsentation mittelalterlicher Texte baut auch auf das Charisma der Stimme, die das gesprochene Wort belebt. Der Mystiker Heinrich Seuse (um 1295–1366) hat im Prolog des *Büchleins der ewigen Weisheit* die Stimme gegenüber den Schriftträgern, die er als »tot« bezeichnet, gelobt und damit die prägnantesten Aussagen dazu in der mittelalterlichen Literatur gemacht.²⁶ Das laut und empathisch gesprochene Wort verleiht der darin mitschwingenden emotionalen Stimmung eine besondere Präsenz. Seuse hinterließ eine *Vita*, die Geschichte eines Dominikaners, der im entscheidenden Moment den richtigen Ton trifft, um die Wende im Leben eines Menschen einzuleiten. Seuses *Vita* ist eine bewegte und bewegende Lebenserzählung, die in ihrer Zeit lehrhaft wirken wollte, ganz gemäß dem Meister Eckhart zugeschriebenen Diktum: »wêger wêre ein lebemeister denne tûsent lesemeister« (besser und nützlicher ist ein Lebmeister als tausend Lesmeister – also Lehrer, die Buchwissen vermitteln). In der *Vita* liegt ein wunderbarer, durchaus »moderner« Stoff für ein Hörbuch verborgen – ein Audiomedium, welche das gesprochene Wort und das Live-Erzählen konserviert.²⁷

Das Hörbuch *Die Stunde des Hundes* zu Seuse ist das bislang ambitionierteste Audio-Medium zur deutschsprachigen Literatur des Mittelalters. Zwei Jahre zuvor waren unsere ersten Hörbücher mit deutschsprachigen Texten des Mittelalters auf den Markt gekommen. Das erste Hörbuch resultierte aus dem produktorientierten Hochschulunterricht und stellte das Er-

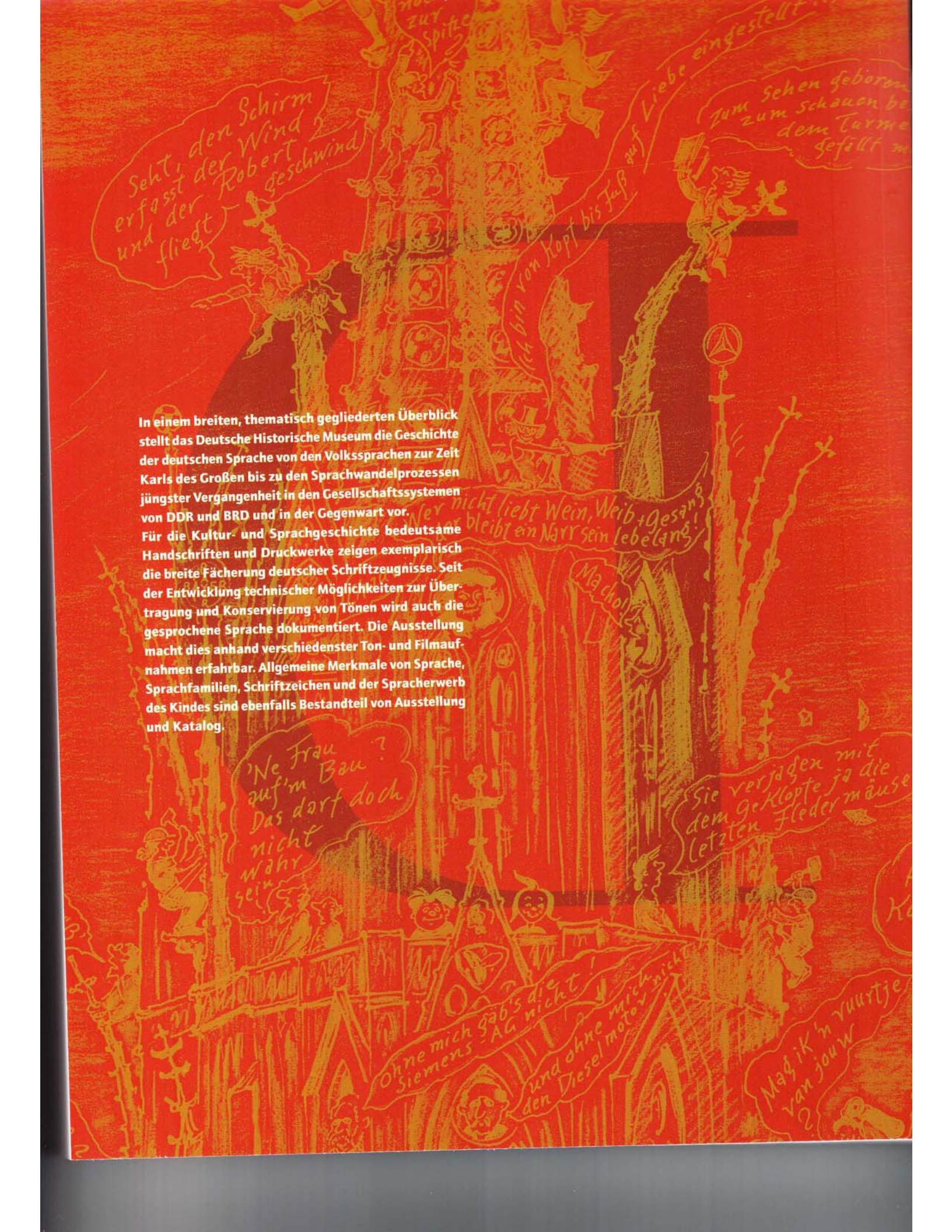
gebnis einer auf Performance ausgerichteten Lehrveranstaltung dar. Gemeinsam mit neun Studentinnen entstand die *âventiure vür daz ôre*, die erstens die Hörfassung in modernem Deutsch mit zahlreichen Originalzitate und Liedern und zweitens das Booklet mit Beiträgen sowie den Originalzitate mit Übersetzung umfasste. Der Titel soll daran erinnern, dass der *Erec* seinem zeitgenössischen höfischen Publikum mündlich vorgetragen wurde. Das Hörbuch präsentiert eine freie Fassung dieses ersten deutschsprachigen Romans, den Hartmann von Aue (er lebte etwa von 1160 bis 1210) um 1190 aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet hat.²⁸

Ein Hörbuch, das ebenfalls im Frühjahr 2005 erschien, entstand in Kooperation mit Kolleginnen und einem Kollegen aus anderen Disziplinen. Es handelt sich um das Begleitprodukt zur bereits erwähnten Ausstellung *Krone und Schleier*. Die CD versammelt Ausschnitte aus Texten aus dem Althochdeutschen, Altsächsischen, Mittelhochdeutschen, Mittelniederdeutschen und Lateinischen, ohne weitere Einbettung durch Vor- oder Nachspanntexte. Das umfangreiche Booklet bietet zu jedem Text eine knappe Einführung mit den bibliografischen Angaben, gefolgt vom Originaltext sowie einer Übersetzung.²⁹

Die ideale deutsche Kathedrale, an deren Existenz man im 19. Jahrhundert glaubte, gab es nie. Die Sprache Deutsch gibt es. Sie tritt in einer Fülle von historischen und zeitgenössischen Wirklichkeiten vor das Auge und geht durch das Ohr. Aus dieser Perspektive betrachtet, erscheint die Sprache Deutsch wie ein immenses, verwinkeltes und großartig heterogenes Gebäude. Sollen neue Zugänge zu ihr geschaffen werden, könnten die Germanisten an den Universitäten vermehrt ihr Wissen einfließen lassen. Sie würden eine wichtige Brückenfunktion zu den heute Lebenden, also auch zu den Museumsbesuchern und Kulturkonsumenten, erfüllen. Einige der Zugänge, die sich für die universitäre Lehre, die Forschung sowie die Öffentlichkeit als fruchtbar erwiesen, habe ich zu veranschaulichen versucht.

Anmerkungen

- 1 Belting 1992, bes. S. 15 ff. Zum Kathedralendiskurs vgl. Niehr 2004. Die Standardpublikation hierzu ist immer noch Frankl 1960. – Herzlichen Dank an Jeffrey F. Hamburger, Harvard University, für seine wertvolle Orientierungshilfe im Wald der deutschen Kathedralen.
- 2 Vgl. hierzu auch Belting 1992, S. 15–18.
- 3 Belting 1992, S. 16.
- 4 Belting 1992, S. 20. Vgl. hierzu Kozierek 1977; Barck 1999.
- 5 Belting 1992, S. 21.
- 6 Vgl. hierzu die forschungsgeschichtlichen Bemerkungen in Coleman 1995 (mit Literatur in Anm. 7).
- 7 Für die Romanistik (vor allem in Amerika und Kanada) s. Bloch 1988, S. 63–78. Für die mediävistische Germanistik sei hier auf die einschlägigen Arbeiten von Dennis Green, Horst Wenzel und Nigel F. Palmer verwiesen.
- 8 Zur New Philology in der Romanistik und der Germanistik s. das *Speculum*-Themenheft von Stephen G. Nichols 1990 sowie Bloch/Nichols 1996. Seitens der germanistischen Mediävistik vgl. Tervooren/Wenzel 1997. Empfohlen seien auch die kritischen Reflexionen von Werner Williams-Krapp einerseits (Williams-Krapp 2000) und Freimut Löser andererseits (Löser 2004).
- 9 Abgesehen von den bereits genannten Beiträgen von Löser und Williams-Krapp s. beispielsweise Palmer 2005.
- 10 Ich verweise hier auf die wichtigen Arbeiten Green 1987; Green 1990; Green 1994; Green 2003. Überaus anregend ist auch die entsprechende Forschung von Horst Wenzel, hier nur zwei ausgewählte Empfehlungen: Wenzel 1995; Wenzel/Seipel/Wunberg 2001.
- 11 Coleman 1995, S. 70 f.
- 12 Vgl. hierzu unten.
- 13 Gustav Seibt, Wildbad der Sprache. Das Ferne so nah: Stimmen aus mittelalterlichen Frauenklöstern eröffnen eine wunderbare Erfahrung von Unmittelbarkeit, Besprechung in der *Süddeutschen Zeitung*, Literaturbeilage, 18.10.2005.
- 14 Diese vereinfachte Darstellung wäre im Blick auf die Textsorten, Publikumskreise und Wissensbereiche zu differenzieren. Ein wegen seiner thematischen Breite und seiner sowohl lokalen als auch überregionalen Rezeption geeignetes Beispiel aus dem Zürich des 16. Jahrhunderts stellt das deutsche Werk des Zürcher Chirurgen und Theatermachers Jakob Ruf (1505–1558) dar; vgl. Keller 2008.
- 15 Nürnberg, Stadtbibliothek, MS Cent. VI. 85, fol. 148 b–149 a, zitiert nach Stammler 1933, S. 11.
- 16 Vgl. Rautenberg 2007.
- 17 Vertiefte Betrachtungen hierzu in Bernius/Volker/Oehler/Wellmann 2006; besonders hingewiesen sei auf die in dem Band enthaltenen wortgeschichtlichen Darstellungen von Max Ackermann zum Wortfeld des Hörens.
- 18 Man lese beispielsweise Peter Rühmkorfs Beobachtungen zum Resonanzsystem der Reime, die in seinen poetologischen Vorlesungen dargelegt sind (Rühmkorf 1985, bes. S. 113–135).
- 19 Ich möchte an dieser Stelle auf die Projekte der romanistischen Mediävistin Evelyn Birge Vitz (New York University) hinweisen, welche – als einzige mir bekannte Hochschullehrerin eines mediävistischen Faches – in der universitären Lehre selbst ebenfalls performative Elemente einsetzt und sie dezidiert in den medienhistorischen Forschungskontext, in den sie gehören, integriert. Vgl. Vitz 2005; eingehender in Vitz/Regalado/Lawrence 2005. Zudem möchte ich auf die Projekte des Musikers, Musikwissenschaftlers, Sängers und Hochschullehrers Benjamin Bagby (Sorbonne, Paris IV) aufmerksam machen, der mit großem Erfolg mittelalterliche Texte musikalisch inszeniert, beispielsweise den altenglischen *Beowulf*. Zu seiner Performance-Praxis s. Bagby 2002; zum *Beowulf* s. www.bagbybeowulf.com (1.9.2008).
- 20 Mehr Informationen zu den hier erwähnten Projekten unter www.ds.unizh.ch/hikeller/kultur/index.html (1.9.2008).
- 21 Die in mittelalterlichen Frauenklöstern gebräuchliche Schriftlichkeit (Handschriften, Einblattdrucke) waren in Vitrinen zu sehen und zugleich über einen Audio-Guide zu hören. Mehr Informationen zur Ausstellung unter www.krone-und-schleier.de/de.htm (1.9.2008). Das dafür produzierte Audio-Material wurde in Form einer Begleit-CD herausgegeben (Keller/Hamburger/Marti/Röckelein 2005).
- 22 Vgl. Minnesang, Walther von der Vogelweide u. a. in der Ausstellung *die Sprache Deutsch*.
- 23 Mehr Informationen zu dieser Ausstellung auf www.stadt-zuerich.ch/internet/zuerichkultur/home/institutionen/home/redirect_sho/strauhof/home/archiv/Jakob_Ruf.html (1.9.2008).
- 24 Die meisten dieser Audiomaterialien sind auf den beiden CDs enthalten, welche zur Gesamtausgabe gehören, vgl. Keller 2008.
- 25 Zur MS Wissenschaft vgl. www2.hu-berlin.de/sprachgeschichte/multimedia/mwissenschaft.php (10.5.2008). Zum Tonmaterial vgl. Donhauser/Fischer/Mecklenburg 2007.
- 26 Seuse 1907 [1961], S. 199, 14–22.
- 27 Die neue, dramaturgisch gestaltete Bearbeitung der Vita orientiert sich an deren narrativen und dialogischen Strukturen und enthält viele Originalzitate. Vgl. Keller 2007.
- 28 Keller 2005.
- 29 Keller/Hamburger/Marti/Röckelein 2005.



In einem breiten, thematisch gegliederten Überblick stellt das Deutsche Historische Museum die Geschichte der deutschen Sprache von den Volkssprachen zur Zeit Karls des Großen bis zu den Sprachwandelprozessen jüngster Vergangenheit in den Gesellschaftssystemen von DDR und BRD und in der Gegenwart vor. Für die Kultur- und Sprachgeschichte bedeutsame Handschriften und Druckwerke zeigen exemplarisch die breite Fächerung deutscher Schriftzeugnisse. Seit der Entwicklung technischer Möglichkeiten zur Übertragung und Konservierung von Tönen wird auch die gesprochene Sprache dokumentiert. Die Ausstellung macht dies anhand verschiedenster Ton- und Filmaufnahmen erfahrbar. Allgemeine Merkmale von Sprache, Sprachfamilien, Schriftzeichen und der Spracherwerb des Kindes sind ebenfalls Bestandteil von Ausstellung und Katalog.

Seht, den Schirm
erfasst der Wind
und der Robert
fliegt
geschwind

zum Sehen geboren
zum Schauen be
dem Tarme
gefällt m

ich bin vom Kopf bis Fuß
auf Liebe eingestellt

Nur nicht liebt Wein, Weib + Gesang!
bleibt ein Narr sein Lebtag!

Mach!

'Ne Frau
auf'm Bau?
Das darf doch
nicht
wahr
sein

Sie verjaded mit
dem geklopte ja die
letzten Fledermäuse

Ohne mich gab's die
Siemens AG nicht
und ohne mich
den Diesel motor nicht

Mag ik 'n vuurtje
van jouw